

Peter
Huchel
Wie soll man
da Gedichte
schreiben

Briefe 1925-1977

SV

»Wer Peter Huchel war, wird man an diesen Briefen erkennen, wenn man sie zu lesen versteht. Nicht nur an seinen eigenen, sondern auch an denen der anderen, vielleicht mehr noch an diesen als an seinen«, heißt es im Vorwort dieses Buches. Darüber hinaus sind Peter Huchels Korrespondenzen mit Brecht, Jahn, Nossack, Döblin, Eich, Seghers, Becher, Bloch, Grass, Hermlin, Hans Mayer und vielen anderen zeitgeschichtliche Zeugnisse ersten Ranges. Als legendärer Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* und geachteter Autor war Huchel Zentralfigur einer Lesegesellschaft, deren Netzwerk die innerdeutsche Grenze überspannte. Aus privaten Archiven, aus Nachlässen vieler namhafter Briefpartner, aus Archiven von Verlagen, Akademien, des Schriftstellerverbandes, des Ministeriums für Staatssicherheit und vor allem aus dem Archiv *Sinn und Form* konnte der niederländische Literaturwissenschaftler Hub Nijssen 3200 Briefe in langjähriger detektivischer Arbeit zusammentragen.

Die Voraussetzungen dafür waren äußerst schwierig, denn zahlreiche Unterlagen des bei den DDR-Mächtigen in Mißkredit geratenen und als Chefredakteur entlassenen Huchel waren 1964 von Staatssicherheitsbeamten beschlagnahmt worden und tauchten nie wieder auf.

Aus den zusammengetragenen Briefen hat der Herausgeber 366 für diese Edition ausgewählt und ausführlich kommentiert. Sie geben einen tiefen Einblick in Leben und Werk eines großen Dichters dieses Jahrhunderts, in die Bedingungen seiner Arbeit zur Zeit der Weimarer Republik, im nationalsozialistischen Deutschland, in der DDR, der Bundesrepublik.

Peter Huchel
Wie soll man da
Gedichte schreiben

Briefe 1925-1977
Herausgegeben von
Hub Nijssen

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2017
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2000
Alle Rechte bei und vorbehalten durch Suhrkamp Verlag Berlin,
insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: MZ-Verlagsdruckerei GmbH, Memmingen
Printed in Germany
Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg
ISBN 978-3-518-24068-7

Wie soll man da Gedichte schreiben

Vorwort

» . . . das rettende Wort zu finden«

Wer Peter Huchel war, wird man an diesen Briefen erkennen, wenn man sie zu lesen versteht. Nicht nur an seinen eigenen, sondern auch an denen der anderen, vielleicht mehr noch an diesen als an seinen. In seinen Briefen ist Peter Huchel durchweg zurückhaltend; ausführlicher ist er meist dort, wo das Amt des Chefredakteurs der Zeitschrift »Sinn und Form« es nötig macht. Persönliches, Politisches bleibt weitgehend ausgespart, außer in wenigen Briefen an die wenigen Freunde.

An der Veränderung der Haltung seiner Briefpartner ist Huchels Persönlichkeit abzulesen, diese Veränderung ist das Echo seiner Erscheinung. Etwa Alfred Döblin. In seinem Brief aus Mainz vom 10. September 1952 reagiert er kühl auf die Einladung zur Mitarbeit an einer Zeitschrift im Osten. Mit dem Marxismus habe er schon lange abgeschlossen, er lehne ihn »mit Bewußtsein und Begründung« ab. Einen Brief zum Geburtstag von Arnold Zweig schickt er dennoch. Auf den zweiten Brief Huchels antwortet Döblin erfreut und dankbar. Eine freundliche Korrespondenz schließt sich an. Döblin schreibt nun nicht mehr an die Redaktion einer Zeitschrift im Osten, sondern an eine Person, zu der er Vertrauen gewonnen hat: Peter Huchel. Huchel kennt ihn und schätzt ihn, er setzt sich zusammen mit Hans Mayer für ihn ein. Der einsame, verbitterte Emigrant hat jemanden gefunden, der ihn versteht. Geht es in den Briefen auch um Zeitschrift und um Verlag, so ist es doch ein Briefverkehr zwischen zwei Autoren, nicht zwischen einem Autor und einer Redaktion.

Oder die Briefe Hans Mayers: zu Beginn noch distanziert und sachlich, werden sie immer freundlicher, ja herzlicher, bis sie zu Botschaften werden zwischen zwei Freunden, die sich stützen und trösten. Hans Mayer hat Peter Huchel kennengelernt. Oder Konrad Farner, der Schweizer Kunsthistoriker, als Kommunist isoliert in seinem Land, als selbständig Denkender im kommunistischen Osten nicht gefragt. Huchel ermuntert ihn immer wieder zur Mitarbeit und entlockt ihm viele Aufsätze. An der Korrespondenz zwischen Farner und Huchel ist die Beziehung zweier Eigenbrötler beispielhaft zu erkennen. Es sind zwei, die sich über die Grenzen

hinweg gefunden haben und durch gemeinsame Interessen verbunden sind.

Das wiederholt sich. Denn nicht nur innerhalb der DDR sind es wenige, die Huchel als ständige Mitarbeiter akzeptieren kann: undogmatische Marxisten wie Ernst Bloch, Hans Mayer, Werner Krauss. Auch außerhalb des Ostblocks sind es wenige: Konrad Farnet, der Österreicher Ernst Fischer, der West-Berliner Herbert Ihering. Aber intensive Kontakte hat Huchel auch zu Autoren, die keine Marxisten sind: zu Hans Erich Nossack etwa und Hans Henny Jahnn. In Jahnn fand Peter Huchel noch einmal einen Freund, mit dem er sich so tief verbunden fühlte wie vielleicht nur noch mit dem tschechischen Lyriker Ludvík Kundera. Jahnn war auf andere Weise ähnlich eigensinnig wie Huchel, er lebte ähnlich einsam im Westen Deutschlands wie Huchel im Osten. Der Briefwechsel der beiden ist bereits veröffentlicht.

Mit keinem Briefpartner dieser Ausgabe steht Huchel so sehr auf gleichem Fuß wie mit Ludvík Kundera. Hier gibt es eine poetische und eine menschliche Nähe, die durch ein ähnliches Geschick befestigt wurde. Die Ähnlichkeit der beiden führte zu ähnlichen Reaktionen der kommunistischen Bürokraten in den beiden Ländern, denen nichts so supekt war wie wirkliche Begabung. Wie Huchel ist Kundera ein bedeutender Lyriker, auch Kundera war Redakteur einer Zeitschrift, bis die Funktionäre ihn absetzten, auch er lebte auf dem Lande, mit der Natur und den Menschen verbunden – im abseits von Brünn gelegenen Kunštát. Ein mährischer Bruder Huchels könnte man sagen.

Hier sieht man auch, daß es letztlich nicht politische Gemeinsamkeiten waren, die den Freundes- und Mitarbeiter-Kreis Huchels zusammenhielten, sondern menschliche und literarische Qualitäten. Wer für sich selbst stand und für sich selbst sprach, mit dem konnte Peter Huchel in Verbindung bleiben. Wer für einen Parteistandpunkt eintrat, gewissermaßen das Sprachrohr dieses Standpunktes war, mit dem konnte Peter Huchel nicht warm werden. Und er täuschte sich nicht in seinen Pappenheimern. Nur ein einfaches, aber wichtiges Beispiel aus einer für Huchel lebensentscheidenden Situation. Als die Kulturfunktionäre der SED ihn nach langen Drangsalen von seinem Amt als Chefredakteur von »Sinn und Form« entfernten, kam ihm keinerlei Hilfe von denen, mit denen er zuvor zusammengearbeitet hatte, die ihm aber keine Freunde waren. Der Komponist Hanns Eisler schrieb ihm immerhin am 17. August 1962, daß er ihn in seiner Abwesenheit in der Akademie kri-

tisiert habe. Was auf den ersten Blick wie eine verständnisvollere Variante der offiziellen Kritik der Funktionäre aussieht, ist es auf den zweiten kaum. Eisler wirft Huchel letztlich das vor, was die Funktionäre ihm vorwerfen: daß er sich von der Akademie entfernt habe, daß er seine Zeitschrift als eine »Privatleistung« führe. In der Tat: So war es. Und dies war die Größe der Zeitschrift, die nichts anderes war als die private Leistung eines Einzelnen. Und die immer dann gut war, wenn dieser Einzelne sich durchsetzen konnte. Gerade dies wollte die Partei nicht. Eisler steht hier auf seiten der Partei, seine Formulierung ändert daran wenig. Anders Hans Mayer. Hans Mayer lädt Peter Huchel, der nun schon in die Isolation geraten ist, zu einer Lesung in die Universität Leipzig ein, siehe Huchels Brief an Mayer vom 4. Januar 1963. Die Differenz zwischen Eislers und Mayers Haltung ist keine politische, sondern eine menschliche. Nicht der Marxismus ist es, der hier Mayer von Eisler trennt, sondern die Noblesse, die Mayer eigen ist.

Huchels Großzügigkeit als Chefredakteur war immer an Kriterien gebunden. Er ließ vieles gelten, aber er ließ nur gelten, was Geltung hatte, anderes lehnte er ab. Freilich auf seine vorsichtige Weise. Siehe etwa seine Beurteilung der Lyrik von Louis Fünrberg im Brief an Ludvík Kundera vom 26. März 1959: »Dieser so sympathische Mensch war ohne Zweifel ein leidenschaftlicher Freund der Musen, aber er besaß nicht die schöpferische Kraft, durch die Schablone hindurch in neue Räume der Sprache vorzustößen.« Die Parteitreue, mit der Fünrberg die mangelnde Qualität seiner Gedichte wettzumachen suchte – wie viele andere auch –, war nicht der Grund für Huchels Ablehnung. Er konnte einen parteitreuen und einen parteifernen Poeten gelten lassen, Voraussetzung war, daß es sich um einen Poeten handelte.

Natürlich hatte Huchel nicht nur ästhetische, nicht nur menschliche, sondern auch politische Maßstäbe, freilich keine parteipolitischen, wenn nicht gar seine politischen mit den menschlichen übereingingen. Denn wer »anständig« war, war es auch, wenn der politische Standpunkt von ihm etwas anderes verlangt hätte. Gerade wer wie Huchel nacheinander in zwei Diktaturen zu leben gezwungen war, wird diesen menschlichen Anstand, der sich über die Partezugehörigkeit gegebenenfalls hinwegsetzte, zu schätzen gelernt haben.

Und doch gab es einen politischen Rahmen, könnte man sagen, innerhalb dessen Huchel sich bewegte. In der DDR war in einer Zeitschrift wie »Sinn und Form« nicht alles möglich, was Huchel am

Herzen gelegen haben mag. Er mußte auf manches Rücksicht nehmen, mal mehr, mal weniger. Aber das, was er von seinen Intentionen durchsetzen konnte, das war zunächst auch im Sinne dessen, der diese Zeitschrift ins Leben rief: Johannes R. Becher. Huchel konnte ohne Mühe an seine Zeit vor 1933 anknüpfen. Was er in »Sinn und Form« zum Ausdruck brachte, setzte die kulturpolitischen Diskussionen der gebildeten jungen Linken der Weimarer Republik fort: eine kritische Sichtung der Tradition und der Moderne, nicht nur der deutschen, mit Hilfe eines offenen Marxismus. So konnte Huchel die Gespräche in der Künstlerkolonie am Berliner Breitenbachplatz, in der er vor 1933 gewohnt hatte, weiterführen und die Gespräche in der Redaktion der »Literarischen Welt« von Willy Haas, an der er mitgearbeitet hatte. Mit Karola und Ernst Bloch war er schon damals befreundet, mit Alfred Kantorowicz und mit Hans Arno Joachim, seinem wohl besten Freund, den die Nazis ermordeten.

Aus dieser frühen Zeit gibt es leider nur wenige Briefe; die Bruchstücke lassen ahnen, wie die hungernden Intellektuellen in Berlin damals lebten und arbeiteten. In der umfangreichen Biographie Peter Huchels, die Hub Nijssen vorgelegt hat, läßt sich mehr darüber erfahren: aus den Erinnerungen der Beteiligten. Mehr auch über die zwölf finsternen Jahre, in denen Huchel nicht wie viele seiner Freunde emigrierte, sondern in Deutschland blieb und sich durch Gelegenheitsarbeiten für den Funk durchbrachte; er hatte eine Frau und dann auch ein Kind zu ernähren. Seine Briefe aus der Zeit, in der er Soldat werden mußte, sagen nur wenig über seine Gedanken im Dritten Reich, er mußte sich hier wegen der Zensur vorsichtig ausdrücken. Doch ist seine Ablehnung des Krieges und der Kriegstreiber zu spüren. Daß er einmal einen miesen Feldwebel ohrfeigte und nur durch die Hilfe des Dichters Georg von der Vring, der Offizier war, vor dem Kriegsgericht gerettet wurde, sagt mehr über seine Haltung als seine Briefe.

Daß Peter Huchel nach dem Krieg für die damalige sowjetische Zone, nachmalige DDR optierte, kann als Konsequenz seiner Erfahrungen mit den Verbrechen der Nazi-Zeit verstanden werden. Er wollte dort beginnen, wo er die größere Hoffnung sah. Darin unterschied er sich von den meisten der Autoren, mit denen er während der NS-Zeit befreundet war: Günter Eich, Horst Lange, Oda Schaefer, Wolfgang Weyrauch, Günther Birkenfeld, auch Sebastian Haffner, dem es noch 1938 gelungen war, nach England zu entkommen. Wie Huchel entschied sich auch seine alten Freunde Bloch

und Kantorowicz für den Osten und seine neuen Freunde Mayer und Krauss.

Freilich nicht alle aus dem Zirkel am Breitenbachplatz gingen diesen Weg. Arthur Koestler, der damals ebenfalls zum Bekanntenkreis gehört hatte, war zum entschiedenen Gegner des Kommunismus geworden. Er war einer der Wortführer des »Monat«, dem West-Berliner Pendant von »Sinn und Form«, das kurz vor »Sinn und Form« von dem amerikanischen Journalisten Melvin J. Lasky gegründet worden war; auch dies ein Blatt, das die intellektuelle Debatte an sich zu ziehen suchte, mit bekannten Autoren der deutschen Emigration und der europäischen Szene. War der Rahmen von »Sinn und Form« ein offener Marxismus, innerhalb dessen manches möglich war, so war der Rahmen des »Monat« ein Anti-Kommunismus, innerhalb dessen eine Vielfalt geboten wurde. Damals waren das unversöhnliche Gegensätze.

Alfred Döblin hat das Dilemma, in das die deutsche Literatur gekommen war, im Brief vom 10. September 1952 bezeichnet: »Die deutsche Literatur, wohin ist es mit ihr gekommen. Die Politik hat sie bei der Gurgel gefaßt.« Das geschah schon 1933, als die deutsche Literatur in die der Emigranten und die der Daheimgebliebenen gespalten wurde. Nach dem Krieg wurde dem literarischen Leben in Deutschland eine weitere Zweiteilung aufgezwungen, der sich auch Autoren stellen mußten, die sich ihr verweigern wollten. Huchel ist ein gutes Beispiel. An manchem der Briefe ist seine Bemühung abzulesen, die Nation mit einigen Einzelnen grenzübergreifend zusammenzuhalten. Dabei verdankte er – paradox genug – gerade der Teilung Deutschlands die lange Geduld der Funktionäre: Sie mußten Rücksicht nehmen auf den Westen und auf die eigene Bevölkerung, die allzuleicht aus ihrem Machtgebiet entfliehen konnte. Als die Teilung durch den Bau der Mauer zementiert wurde, war ihre Geduld denn auch am Ende. 1962 mußte Huchel »Sinn und Form« abgeben.

Huchel wußte schon lange, woran er war, spätestens seit 1953, als er zum erstenmal als Chefredakteur abgesetzt werden sollte. In einem Artikel vom August 1953, kaum zwei Monate nach dem Aufstand vom 17. Juni, drückte er seine Erfahrungen aus: »Nicht, daß man Fehler machte – wer macht keine Fehler? –, schreckt unsere westdeutschen Freunde so sehr ab, aber daß jene, die Fehler auf Fehler machten, die Stirn hatten, den Standpunkt der Unfehlbarkeit einzunehmen, und den schöpferischen Menschen ein Gefühl von Unsicherheit, ja Furcht einflößten, indem sie aus jeder Zeile, aus jedem

Pinselstrich sofort ein Politikum machten – das allerdings schreckte die westdeutschen Freunde ab.«

Wie er, der in seiner Aufrichtigkeit so angreifbar war, sich zu wappnen suchte, das hat Konrad Farner in seinem Brief vom 25. Mai 1959 ausgedrückt, auch dies ein schönes Zeugnis für gemeinsames Wachsen an gemeinsamen Erlebnissen über geographische Entfernungen hinweg. Farner lobt einen Aufsatz von Marcel Reich-Ranicki in der »Welt«, weil dies die erste Arbeit über Huchel sei, in der von »A-Z Richtiges« gesagt werde. »Ich freue mich, daß hier die Anständigkeit belohnt wird. Sind Sie doch für mich – ich schreibe diese Zeile in voller Aufrichtigkeit – die Anständigkeit in Person.« Freilich vergißt Farner nicht, was Huchel bis dahin die Arbeit ermöglichte: die List. »Ich wußte nicht, daß ein guter Lyriker auch ein guter Schlawmeier sein kann«, schreibt er und zitiert Brecht: ». . . seine Feinde zwingen ihn, zur List zu greifen.«

Neben der List darf die Güte nicht vergessen werden, auch dies eine Tugend, die Brecht nennt. Für die Güte liefern die Briefe genug Belege: Für Christa Reinig etwa, die begabte Lyrikerin, setzte er sich ein; sie konnte nicht publizieren und bekam keine Arbeit. Wie bemühte er sich um Wolfgang Weyrauch, als dieser seine Arbeit als Lektor bei Rowohlt verlor. Er wollte ihm eine Veröffentlichung in »Sinn und Form« ermöglichen, aber diese brächte ihm nicht viel Westgeld. Um Hans Henny Jahnn machte sich Huchel immer wieder ernsthaftige Sorgen, wie seine Briefe an Nossack und Biermann-Ratjen belegen.

Huchel hat seine Position als Chefredakteur von »Sinn und Form« nicht ausgenutzt, um sich selbst, um seine eigenen Gedichte zu lancieren. Daß er etwa seinem Freund Kundera den Auftrag der Akademie verschaffte, seine, Huchels, Biographie zu schreiben, hatte weniger mit dem eigenen Ehrgeiz als mit Kunderas Notlage zu tun. Huchel wollte ihm eine Brotarbeit geben. Es ist nichts daraus geworden: Als die Akademie Huchel »Sinn und Form« aus der Hand riß, strich sie auch den Auftrag Kunderas.

Die Briefe an Kundera sind noch die beredesten Zeugnisse von Huchels eigener Poesie, die sonst nur wenig in seinen Briefen erwähnt wird. Kundera und anderen Übersetzern gibt er gelegentlich Erläuterungen, Wort-Erklärungen, kurze Kommentare, die wichtige Hinweise nicht nur für die Übersetzer, sondern auch für die Leser seiner Lyrik geben.

Den Menschen Peter Huchel, auch den Chefredakteur können die Briefe verständlicher machen, weniger aber den Lyriker, »den man

neben Paul Celan wohl als den bedeutendsten deutschen Lyriker der zweiten Jahrhunderthälfte ansehen darf«, wie Hans-Dieter Gelfert meint. Den Dichter kann man nur in seinen Gedichten finden. Doch daß er nicht der Naturlyriker ist, zu dem ihn manche machen wollen, das kann man auch an den Briefen erkennen. Er lebte zwar zurückgezogen in Wilhelmshorst bei Potsdam, aber er war in der europäischen Literatur zu Hause, die er kannte wie wenige, nicht nur die französische oder die russische, auch etwa die tschechische, die in Deutschland kaum bekannt ist. In seinem Brief an die Prager Zeitschrift »Světová literatura« vom 6. Januar 1960 nennt er ein gutes Dutzend bedeutender tschechischer Poeten des Jahrhunderts, die ihm geläufig sind.

Die Prägung durch die frühe Zeit auf dem Bauernhof des Großvaters in Alt-Langerwisch bei Potsdam war ja eine doppelte. Hier lernte Huchel als Kind, in dem Alter, das die tiefsten Eindrücke bringt, nicht nur das harte Leben auf dem Lande kennen, hier lernte er auch in der merkwürdigen kleinen Bibliothek seines Großvaters einen Teil der Literatur kennen, die für ihn wichtig wurde: darunter viele theologische Schriften. In seiner Hamburger Dankrede 1959 zur Verleihung der Plakette der Freien Akademie der Künste berichtet er von der Lektüre Jakob Böhmes, Pascals, Thomas Münzers. »In diesen alten theologischen Schriften gab es noch Adern Goldes genug«, ein Wort, das an seinen Freund Ernst Bloch erinnert.

Daß seine Poesie aus unterschiedlichen Quellen schöpfte, aber letztendlich kein anderes Thema hatte »als sich selbst«, faßte er in dem kleinen Dankesbrief an die West-Berliner Akademie der Künste am 22. April 1963 zusammen; er hatte den Fontane-Preis der Akademie gegen den ärgsten Druck der Kulturfunktionäre angenommen. Nun erinnerte er sich an eine »Selbstanzeige« von 1930: »Ich stellte meinem Steckbrief, jung und vermessen genug, ein Wort des Augustinus voran, ich sprach vom ›großen Hof des Gedächtnisses, daselbst Himmel, Erde und Meer gegenwärtig sind.‹ Daß aus diesem Hof des Gedächtnisses unbewußt ein märkischer Hof wurde, bevölkert mit Schnittern, Kutschern, Kesselflickern, Zigeunern, Mägden machte ihn für mich nicht weniger weit und grenzenlos. Diese Selbstanzeige ging 1930 über den Sender – zu einer Zeit also, da nichts mehr sicher war, da der Boden zu schwanken begann, jede dichterische Existenz fragwürdig wurde und die Absicht, eine Poesie zu schreiben, die kein anderes Thema haben sollte als sich selbst, noch fragwürdiger. Sie alle wissen, auf welch entsetzliche

Weise sich dann der Hof des Gedächtnisses erweitert hat, man sah erschrocken in eine finstere Landschaft, aller Liebe, aller Schönheit und aller Ehre bar. Und heute wissen wir, dieser große Hof des Gedächtnisses, daselbst Himmel, Erde und Meer gegenwärtig sind, kann sich nicht nur verfinstern, er kann ausgelöscht werden. Vor diesem tödlichen Horizont bleibt es ein Wagnis, allein mit der Sprache das Leben unverwundbar machen zu wollen. Aber es scheint doch jedem, der schreibt, der unüberwindliche Drang innezuwohnen, das rettende Wort zu finden.«

Hans Dieter Zimmermann

Briefe 1925-1977

- 1 *Huchel (Wien) an Hanne Hasse (Berlin), 30. Oktober 1925 (Poststempel).*

Kleine Hanne, nach einer schönen Reise durch Tirol bei sonnigstem Oktoberwetter endlich in Wien angelangt. Kabinett 50 S [*Schilling*]!!! Das ist aber noch billig. Einfaches Zimmer 100 S. Pass-Schwierigkeiten auf der Universität, auf dem Konsulat, auf der Polizei. Kaltes Zimmer. Linke Mandel angeschwollen. Im Besitz von noch 6 S.: ach, verstehen Sie hier zu wurzen! Enttäuscht. Müde. Universitätsbibliothek grosser Bruch! Es weiss immer noch nicht, warum die Fahrt gerade nach Wien ging.

Helmut

[*Auf der Vorderseite:*] Karte darum so geschmacklos und schmutzig, weil sie nur 4 Groschen kostete. 6 Gr. = 1 Semmel!

PB Ulrich Grasnick; Ansichtskarte (Wien, Aspernplatz mit Urania), HS, DS, Orig Absender: Huchel, Wien IX, Serviten Gasse 15. An Hanne Hasse, Deutschland, Berlin C2, Handelshochschule. Poststempel: 9/3 Wien 72 30. X. 25.

- 2 *Huchel (Wien) an Hanne Hasse (Berlin), [Oktober/November 1925].*

Kleiner Kamerad,

Dank, dass Du so wacker für mich eingetreten bist und ferner eintreten willst. An Fritz Schain habe ich bereits zweimal geschrieben; aber er antwortet mir nicht. Und an Jo Lherman [?] kann ich mich erst wenden nach Entgegennahme seiner neuen Anschrift, was auch erst noch von Potsdam aus geschehen muss –

Einen Pass habe ich ohne Schwierigkeit mit Hilfe eines Heimatscheins hier auf dem Konsulat erlangen können; nun bin ich polizeilich gestempelt und in Europa nicht mehr verdächtig. Gottlob! –

Heute bekam ich liebe Nachricht von Joachim. Die Fotos sind leider wegen schlechter Belichtung (: Kritiker werfen ja immer Schatten um sich!) misslungen. Kleines Krukruh, jetzt hoffentlich Dame grössten Stils in Berlin, konnte also auf Schloss Elmau nicht verewigt werden. Dies aber wird ja die Geschichte der [*verwischtes Wort, geschwärztes Wort: Revolution*] später tun! –

Wien entlarvte sich bis heut nur als grösster Betrug: das weltberühmte Caféhaus haltt wider vom behaglichen Grunzen bürgerlicher Schweinerei, die »schöne Frau« hier ist fett, hat kurze Beine und eine lange Nase. Dies hat mir meine scharfe Brille ausverraten, die ich jetzt trage. –

Aber ich stehe vor grossen Ereignissen! Mein junger Freund (ja ich habe schon einen und was für einen prächtigen!) und ich legen die Zündschnur an ein »Pulverfass«. Davon später. Sei weiter guter Kamerad

Deinem Helmut.

[*Am linken Rand:*] Deinen Brief habe ich glatt runterlesen können.

[*Am oberen Rand:*] Grüsse Potsdam herzlichst von mir!

PB Ulrich Grasnick; Postkarte, HS, DS, Orig. Absender: Helmut Huchel, Wien IX, Serviten Gasse 15¹. An: Fräulein Hanne Hasse, stud. rer. merc. Berlin C2 Handelshochschule. Mit Vermerk fremder Hand: »Karte von 1925« und der Vorname beim Absender.

Zur Datierung: Am 13. November 1925 erhielt Huchel einen deutschen Reisepaß. Am gleichen Tag erfolgte die polizeiliche Anmeldung. In der Servitengasse Nr. 15, 1. Stock, wohnte Huchel offiziell vom 13. November bis zum 16. Dezember 1925. (Auskunft Magistrat der Stadt Wien)

Schain] Huchels Briefe an ihn und Lherman, sind nicht erhalten, ebenso die erwähnten anderen Briefe.

Krukruh] Kosename.

[geschwärztes Wort: Revolution] Das Wort könnte vorsichtshalber auch von Sella Hasse im Dritten Reich geschwärzt worden sein. (Auskunft U. Grasnick)

3 Redaktion Freiburger Figaro an Huchel, 11. Dezember 1925

Freiburg i. Br., den 11. Dezember 1925

Sehr geehrter Herr Huchel!

Es ist sehr wohl zu verstehen, dass Sie über unser Schweigen ungehalten sind und wir wissen noch nicht, wie wir es vor Ihnen rechtfertigen sollen. Es ist uns vor einem halben Jahr die ausserordentlich unangenehme Sache passiert, dass, während wir Ferien machten, d. h. der Figaro nicht erschien, uns aus dem bei der Druckerei stehenden Pulte eine grössere Anzahl Manuskripte abhanden gekommen ist, worunter sich auch das Ihrige befunden haben muss. Wir sind nun in der ausserordentlich prekären Lage, nichts zu unserer

weiteren Entschuldigung anführen und auch nichts weiteres tun zu können. Ein Verschulden trifft uns sicherlich nicht, aber dadurch lassen sich auch leider die Manuskripte nicht wieder beibringen. Es liegt uns daran, Sie wissen zu lassen, dass wir selbst in einer ausserordentlich schweren Lage sind, in der wir oft kaum wissen, wo wir für die nächste Drucklegung das Geld hernehmen sollen. Wir haben unbedingt vor, sobald es uns einigermaßen besser geht, unseren alten Verpflichtungen nachzukommen und besonders auch unsere bewährten Mitarbeiter für ihre Geduld zu entschädigen. Wir sind dabei, das Blatt durch Abonnentensammlung in erheblich weitere Kreise zu bringen und hoffen, in Bälde über einen gesicherten festen Abonnentenstamm verfügen zu können, der es uns auch ermöglichen wird, unsere Mitarbeiter besser zu besolden. Indem ich hoffe, dass Sie von irgendwelchen Zwangsmassnahmen gegen uns Abstand nehmen werden, die ja doch zu nichts weiterem führen könnten, als unsere schwere Lage noch weiter zu verschlechtern, zeichne ich mit einer nochmaligen Bitte um Entschuldigung

in vorzüglicher Hochachtung
Verlag des »Figaro«
C. H. Schwenger

Huchel-Haus; TY, DS, Orig, mit HS-Korrektur; mit vereinfachtem Briefkopf.

Der Freiburger Figaro] Die Oberbadische Wochenschrift *veröffentlichte in Nr. 25 (1925) von Huchel: Abendlied (GW I,267 f), Roter Mond (I,268), Der Kreis (I,268 f), und in Nr. 27: Der Abschied (I,265 f) und Der Pilger (I,269 f). Dies heißt: gut einen Monat nach seiner Ankunft in Freiburg gelang es Huchel, wahrscheinlich mit der Hilfe Hans Arno Joachims, dort Gedichte zu veröffentlichen. Im Dezember 1925 war Huchel schon in Wien.*

4 Hans Arno Joachim an Huchel [vor dem Herbst 1927].

Mein lieber, lieber Piese, angenommen Sie sind mein Freund, so bleibt mir, Ihnen mitzuteilen, dass Fanja nicht mehr ist. Innerhalb drei Tagen, bewusstlos, hat sie uns mit Hilfe einer Pneumonie überstorben. Ich darf Ihnen sagen, Sie haben mehr mit ihr verloren, als Sie wissen können. Sie hat sich für Sie eingesetzt, Sie werden keinen größeren Succès mehr zu notieren haben. Was mich betrifft, so bin ich ein dürtiger Waisenknabe, das Profil ist fragwürdig geworden, meine Seele hat kein Hinterland mehr.